

(Nachdruck verboten.)

23]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Tini war bei dieser seltsamen Sittenlehre sehr rot geworden.

Sie fühlte, wie die stahlblauen Augen Paul Brandts sie scharf examinierten und senkte die ihrigen.

„Jetzt wollen wir aber einmal zum Spielen kommen,“ rief Betti, den Ton ändernd, „Du kannst Dich neben mich setzen und mir kibitzen.“

Tini sagte, sie müsse nach Hause.

Der Baron bat um die Gunst, sie begleiten zu dürfen. Sie wußte nicht, wie es kam, daß sie wieder mit Pauls Augen zusammentraf. Er schien sie zu belauern, er schien neugierig auf ihre Antwort.

„Ich danke,“ sagte sie entschieden, „ich gehe allein.“

Der Baron drang in sie, sich doch seines Wagens zu bedienen; er stehe unten.

„O, den nehme ich schon,“ rief sie mit dem impulsiven Ausdruck der Freude, „Herrgott, da werden die Witte Mädchen wieder schauen, wenn ich bei uns vorfahr in der Equipage.“

„Die Witte Mädchen, die Witte Mädchen!“

Es war als wäre in alle gleichzeitig ein elektrischer Funke gefahren, der ihre Glieder durchzuckte. Sie stellten sich um die Kleine herum, die ihren runden Hut aufsetzte und ihre Handschuhe nahm und bestürmten sie mit Fragen.

„Du willst also durchaus den Reiz Deiner Freundinnen wecken,“ scherzte Reich; er wußte am meisten über die Mädchen.

„Das nicht, aber ich werde ihnen damit imponieren, besonders dem Papa.“

„So, so — dem Papa — der hat Ambitionen? — Der träumt wohl von guten Partien für seine Töchter?“

Tini zuckte die Achseln: „Schon möglich, aber wer soll sie nehmen?“

„Sind das die jungen Damen, auf die Du mich im Theater aufmerksam machtest?“ fragte jetzt Paul seinen Bruder.

„Ich habe lange keine so hübschen Gesichter gesehen. Besonders die Größere. Schlank — ganz apart.“ fügte er boshaft hinzu, als er merkte, daß sein Lob Tini verdroß.

„Mir gefällt die Kleine, üppige, besser, die ist zu appetitlich,“ warf Ferdinand ein.

Paul wendete sich an den Schauspieler, ohne Tini aus den Augen zu lassen, immer mit einem leichten Stachel gegen sie.

„Ich nahm das Glas, die Schlankte fesselte mich. Wissen Sie, Reich, ich mußte unwillkürlich an die schönen Frauen der Renaissance denken, an die Festungsfrauen eines Chirlandajo, eines del Sarto. Keine Sentimentalität, aber auch keine Verderbtheit, sie verlangten nur nach Freude. In gesunder Sinnlichkeit hatten sie den Genuß zum obersten Lebenszweck erhoben und ihn damit idealisiert, für uns Dekadente ein erhebendes Schauspiel.“

Reich nickte zustimmend. Vor seinen halbgeschlossenen Augen erstand ihm das Bild dieser Schlanken in einer neuen Beleuchtung, die ihn reizte. „Wie eine Schöne der Renaissance“ murmelte er, „darauf muß ich sie mir ansehen.“

„Festungsfrauen!“ wiederholte Tini, sie hatte nur dieses Wort aufgegriffen. „Na, bei denen giebt's Feste. Wenn ich nicht wär, wären die Witte Mädchen nicht einmal ins Theater gekommen.“

„Das wäre allerdings ein großes Unglück für sie gewesen,“ höhnte Paul.

„Wär es auch, Herr v. Brandt, wenn sie das nicht hätten, was hätten sie denn sonst von ihrer Jugend?“

„Ist das ihr ganzes Verlangen?“

„Borderhand ja,“ antwortete sie ihm kurz. Pauls impertinentes Lächeln ärgerte sie wirklich, sie wendete sich an Reich:

„Sie möchten mich spielen sehen; wenn sie bei meinem ersten Auftreten dabei sein könnten, wären sie selig.“

„Deine Freundinnen müssen dabei sein,“ sagte Reich, „das ist doch selbstverständlich.“

„Aber die gehen doch nur auf Freikarten,“ pläzte Tini heraus, „die können sich doch keine Billets kaufen.“

„Na warum denn nicht? — sind sie so arm? — So sehr arm?“ Die Herren drängten sich an sie heran, die Beantwortung dieser Frage schien sie ungeheuer zu interessieren.

Tini senkte und senkte diskret die Augen. „Die armen Dinger, sie können einem schon Leid thun.“

„Fräulein Tini, ich werde Ihnen zur Premiere eine Loge schicken,“ sagte Ferdinand gönnerhaft.

Tini schlug entzückt die Hände zusammen. — „Was, wie! Wirklich kein Spaß? Eine Loge — Herrgott eine Loge! Aber da werden ja die Mädchen närrisch vor lauter Freud'!“

Dieser spontane Gefühlsausbruch war so drollig, daß alle lachten.

Der Baron japste vor Vergnügen:

„Sie ist zu herzig!“ Er erwischte ihre Hand und küßte sie.

Der Diener hatte indes unter Bettis Oberaufsicht den Spieltisch in Ordnung gebracht.

Betti ergriff die Karten und stieß damit gegen den Tisch.

„Meine Herren, meine Herren, jetzt fangen wir einmal an! Geh, Kleine, halt's Geschäft nicht auf. — Schon gut, Adieu. Also, bitte, soll ich einen Taroker geben oder einen Königrufer?“

16. Kapitel.

Am nächsten Morgen fuhr Baron Brandt v. Hochberg zu seinem Sohn Paul, dem Chef der berühmten Firma. Er hatte ihn lange nicht besucht.

Weder geschäftliche noch Familieninteressen verbanden Vater und Sohn. Mit den Jahren und dem wachsenden Reichtum des Letzteren hatte sich zwischen ihnen ein fast feindliches Verhältnis entwickelt. Sie waren auch so verschiedene Menschen. Paul, der vielfache Millionär bewohnte noch immer das ihm überlassene Familienhaus, mit dem alten nur durch den Hof getrennten Fabriksgebäude.

Das Haus, alt und einstöckig, in einer entfernten Vorstadt gelegen, zeigte eine abscheuliche, weißgetünchte Fassade. Das enge Stiegenhaus, mit gewundener Treppe war von häßlicher Nüchternheit.

Auch die Innenräume mit niederen Decken und kleinen Fenstern repräsentierten sich bürgerlich einfach, ohne eine Spur modernen Komforts.

In den Apartements, für seinen Gebrauch bestimmt, häufte er indes Gegenstände von künstlerischem Wert, die einen gebildeten, ja subtilen Geschmack verrieten, an denen er sich allein ergöhte. In seiner Lebensführung wußte er den Charakter bürgerlicher Einfachheit konsequent festzuhalten. Er hatte, sehr jung, ein Fräulein mit unansehnlichem Neuhern geheiratet, das in dem Ruf einer reichen Erbin stand. Sein Vater hatte die Partie vermittelt und hatte sich in seinen Berechnungen getäuscht. Paul hatte, da er auch in ihrer Liebe keinen Ersatz fand, diesen Irrtum zu büßen; er hatte ihn seinem Vater nie verziehen. Er machte kein Haus, hielt immer geringe Dienerschaft und nicht einmal Wagen und Pferde. Er begnügte sich mit einem Unnumerierten, seine Frau mußte mit einem gewöhnlichen Fiaker vorlieb nehmen. Er hielt sie knapp in jeder Beziehung, fern von Vergnügungen; mochte sie sich langweilen, sie langweilte auch ihn.

Diese wirtschaftliche Beschränkung entsprang nicht so sehr der tyrannischen Sucht, die ungeliebte Frau möglichst herabzudrücken, als seinen persönlichen Neigungen.

Er hatte Furcht vor der öffentlichen Meinung, welche so rapid anschwellenden Reichtum mit Neid und Mißtrauen verfolgt. Er wollte ihn möglichst verheimlichen, um nicht beständig angegangen zu werden, zu unerhörten Opfern gepreßt. Er behauptete, es hieße heute nicht mehr Noblesse sondern Richesse oblige. Der Reichtum verurteilt zum Geben, zum immerwährenden Geben, und zwar ohne Wahl und persönliches Interesse. Ein Gefühl des Gemeinsinns war ihm fremd, es war nie in ihm geweckt worden. Er lebte einzig nach persönlicher Freiheit und nichts war ihm verhaßter als der Zwang. Er wollte sich nicht schröpfen lassen, er wollte geben, freiwillig und nur dort, wo es ihm passte, wo es ihn trieb. Er wollte im Verborgenen Gutes thun. Da ihm aber in seinem Hochmut Armut und Niedrigkeit gleichbedeutend waren, fühlte er sich selten dazu gedrängt.

Er bezahlte seine Arbeiter, die ihm zu seinem unheimlich anwachsenden Vermögen verhalten, verhältnismäßig anständig und that sich darauf unendlich viel zu Gute.

Er verlangte für den Aufschwung in seiner Industrie, die für die Armee von großer Bedeutung war, keinen Orden, obwohl er ihn längst hätte haben können, mit der Baronie oben-drein, er lehnte es ab, ein Ehrenamt zu bekleiden, oder sich in irgend einer Weise hervorzuheben. Er wünschte nicht von sich sprechen zu machen, noch in die Zeitungen zu kommen, er war kein Streber, kein Jude, er verlangte nichts als unbehelligt zu bleiben, unbehelligt von lästigen Verpflichtungen, unbehelligt zugleich von aller Kritik.

Er verachtete das Urteil der Menge, aber er wollte sich ihm nicht aussetzen, darum vermied er ängstlich jeden Eklat, darum vermied er es, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen, obwohl seine Abneigung gegen sie stets im Wachsen war.

Dieser musterhafte Mensch spielte auch nicht an der Börse. Er verachtete mühelosen Gewinn, hieß es. Er arbeitete viel, oft anstrengend bis tief in die Nacht hinein. Er schlief daher wenig und schlecht, und da er an einem schweren Gastricismus litt, waren auch die Freuden der Tafel für ihn nicht vorhanden.

Er beneidete seine Arbeiter, welche, sobald die Glocke schlug, von ihrer Arbeit erlöst waren, er beneidete sie um ihre Nachtruhe, sie gingen frühzeitig zu Bette; er beneidete sie um ihren Appetit. Er konnte beobachten, wie sie während der Frühstückspause, die er auf ihr Andrängen neuerdings um eine Viertelstunde verlängert hatte, sich auf das Schwarzbrot und die fetten Würsteln stürzten und sie mit herrlichem Appetit verzehrten.

Er hatte es nicht so gut. Die Konkurrenz, der Aufschwung der Industrie, saß ihm am Nacken und peitschte ihn vorwärts, unbarmherzig. Er durfte nicht ruhen, er mußte seine Betriebe beständig vergrößern, immer neue Maschinen einführen, Verbesserungen nach allen Seiten, um in dem Kampfe oben zu bleiben, wie er es gewohnt war, als Sieger. Er baute eine Fabrik nach der andern, in Mähren, in Böhmen, in Ungarn. Er war begabt und er erfand selbst neue Maschinen — und leitete ihre Aufstellung — er rechnete und prüfte, hatte Märkte und Börse im Auge zu behalten, die technische Entwicklung stetig zu verfolgen. Er gehorchte eine in Geheiß, das ihn unaufhaltsam vorwärts trieb. Sein Reichtum wuchs ebenso durch die Verbilligung der Betriebe, als die dadurch wachsende Masse der Produktion ins enorme. Und dieser Reichtum wurde sofort wieder in der Produktion angelegt — Profit, Mehrwert — es war um den Verstand zu verlieren!

Mit dem sich mehrenden Reichtum wuchs auch sein Ansehen in der Gesellschaft. Er mochte sich wehren soviel er wollte, er mußte sich doch hier und da ihr verpflichten. Er war kein Sportsmann wie sein Bruder, er bewegte sich nicht in Künstlerkreisen und lud ständig Künstler an seine Tafel, wie jener, aber er hielt seine segnende Hand heimlicher Weise über einige Theater und hatte Einfluß auf ihre Bedeutung.

Sein Vater traf ihn auch an diesem Morgen einsam beim Frühstück, das äußerst frugal war.

Paul war über den frühen Besuch erstaunt. Er lud den Vater nicht ein, eine Tasse Thee mit ihm zu trinken, er hatte Eile — eine wichtige Konferenz — der Wagen wartete.

Der Baron kannte diese unsohnlige Art und war doch peinlich davon berührt, zwang ihn doch diese rücksichtslose Eile ohne Umschweife mit seinem Anliegen hervorzutreten.

Er bat ihn, etwas für die kleine Schönbrunner zu thun. Ein wirkliches Talent galt es zu fördern; da der Direktor ihm finanziell verpflichtet sei, würde es ihm ein leichtes sein.

Paul leugnete seinen Einfluß. Der Baron hielt sich nicht damit auf, diese Heuchelei zu widerlegen. „Es kostet Dich nur ein Wort,“ fuhr er fort. „Deine Protektion würde sie sofort —“

„Ich protegiere niemand,“ unterbrach ihn Paul, „absolut niemand, Du solltest es wissen.“ Kalt und stolz war sein Ton. „Das wirst Du bei Deinem Schützling schon selbst besorgen müssen.“

„Das werde ich auch,“ sagte der Baron, blaß vor Aerger, „gewiß werde ich es —“

„Ich möchte Dich nur bitten, den père prodigne nicht allzu auffällig zu spielen, in Deinem Alter —“

Der Baron lachte zornig. „Was weißt Du — ich kann mirs erlauben. Ich bin jünger als Du, jünger als Ferdinand, Ihr seid die Greise. Ich bin frischer, weniger verbraucht als Ihr, und wenn ich wollte —“

„O bitte, genieße Dich nicht — Du bist frei — und was Du kannst, das darfst Du auch.“

Er machte seinem Vater eine ironische Verbeugung und verließ das Haus.

Der Baron begab sich zu seiner Schwiegertochter,

Ihr gegenüber konnte er sich in der abfälligsten Weise über den Sohn äußern und begegnete Sympathie und Verständnis.

Noch an demselben Vormittag suchte Paul den Direktor auf, um ihm Fräulein Schönbrunner auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Er forderte die weitgehendsten Begünstigungen — sein Wunsch war Befehl.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus früheren Kämpfen.*)

Die Zahl derer, welche der Socialdemokratie vor Erlaß des Socialistengesetzes angehörten, lichtet sich von Jahr zu Jahr. Die jüngere Generation hat von den Kämpfen, welche die Partei in jener Zeit führte, nur eine unbestimmte Vorstellung. Die Art des Kampfes war in vielen Hinsichten von der heutigen verschieden. Nach innen und nach außen stellten sich die Fragen vielfach anders dar als heute. Die Machtmittel der Partei waren andre, die gegnerischen Parteien kämpften mit andern Schlagworten und in anderer Gruppierung, andre Fragen standen im Vordergrund des öffentlichen Interesses.

Die Taktik, welche die Gegner der Socialdemokratie gegenüber beobachteten, bestand in der Hauptsache im Lotzschweigen. Man beschäftigte sich so wenig wie nur möglich mit der „Umsichtspartei“, suchte sie vielmehr als eine unbedeutende Verbindung unklarer oder gewissenloser Elemente hinzustellen. Um die inneren Kämpfe der Partei kümmerte man sich so gut wie gar nicht. Das hatte die eine gute Seite, daß in den Reihen der Partei selbst diese Kämpfe mit erheblich weniger Nervosität ausgesprochen wurden als heute. Lebhaft genug ging es trotzdem bei diesen Kämpfen zu. Aber die Rücksicht auf die Außenwelt beeinträchtigte die Debatten nur wenig.

Als ich im Frühjahr 1872 als kaum mündig Gewordener der Socialdemokratie beitrug, bestand noch die Spaltung zwischen Eisenachern und Lassalleanern. Ja, an einzelnen Orten fristeten sogar Ueberbleibsel des Haxfeldischen Flügels des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins noch ihr Dasein, um allerdings bald völlig von der Bildfläche zu verschwinden. Von der Heftigkeit des Kampfes der beiden Fraktionen der Socialdemokratie gegen einander macht man sich heute kaum eine Vorstellung. Es herrschte eine Verbitterung, ein Mißtrauen, ja ein Haß gegeneinander, von denen die späteren Gegensätze zwischen der Partei und den „Jungen“ nur einen schwachen Abklatsch darstellen. Die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins blickten auf die Eisenacher „Ehrlichen“, wie der Spitzname lautete, als auf eine Gesellschaft von Abtrünnigen und Bourgeoisementen aller Art, die im Grunde nur partikularistische Interessen vertraten. Dem Eisenacher aber war der Lassalleaner oder, wie hier lange der Spitzname lautete, der „Schweizerianer“, nur ein bewußter oder unbewußter Bismarckischer Agent.

Ich selbst war der Eisenacher Partei beigetreten, deren Hauptführer — Vebel und Liebfnecht — eben in Leipzig wegen Hochverrats vor Gericht standen. Ihr Anhang in Berlin war äußerst gering. Im Organ der Lassalleaner wurde von ihm nur als von den „13 Mühlenkammern“ gesprochen. Der Mühlenkammern in Berlin, heute auch eine verschwundene Größe, war der Centralpunkt des Ladenverkaufs in alten Kleidern, der fast nur in Händen von Juden war und in etwas orientalischer Weise betrieben wurde. Mühlenkammern hieß Anzeiger oder Erdeljsude niederer Gattung. Die Berliner Eisenacher hatten nun in der That mehrere Juden — Karl Hirsch, Max Kahfer, L. Aron usw. — zu Mitgliedern und darauf stützt sich der Spottname. Aber die Mehrheit bestand auch bei ihnen aus Arbeitern: Schriftfeger, Mechaniker und ähnliche qualifizierte Arbeiter, sowie eine Anzahl Weber, deren es damals noch in Berlin gab. Bei den Lassalleanern dagegen überragte um jene Zeit in Berlin der Bauhandwerker, der im ganzen noch einen ziemlich groben Arbeitertypus darstellte und in Versammlungen sich entsprechend gebärdete. Unzweifelhaft herrschte in den Versammlungen der Berliner Lassalleaner damals kein sehr schöner Ton, so daß der Eisenacher auf den Lassalleaner als auf eine geistig minderwertige Persönlichkeit herabsah. In einer Hinsicht — und wenn man den Durchschnitt nimmt — nicht mit Unrecht. Bei den Negern herrscht gewöhnlich ein regeres geistiges Leben als bei den Gläubigen, und in Berlin waren die Eisenacher die Negern. Ich nannte oben einige ihrer jüdischen Mitglieder. Im übrigen brauche ich nur die Namen Th. Wegner, Aug. Heinsch, Fritz Nielle, Aug. Baumann, J. Peter zu nennen, um die Qualität der Arbeiter zu bezeichnen, aus denen sich die Berliner Mitgliedschaft der Eisenacher zusammensetzte.

Als Organisation diente ihr damals in der Hauptsache ein Verein, der sich Demokratischer Arbeiterverein nannte. Nur einmal im Monat versammelten sie sich als Parteimitgliedschaft. Der Arbeiterverein war ursprünglich eine Abspaltung vom Schulze-Delitzsch'schen Berliner Arbeiterverein gewesen, gebildet von Arbeitern, denen das Schulze'sche Programm nicht radikal genug war.

Dieser Verein feierte im März oder April 1872 im Norden Berlins — das Lokal hieß, glaube ich, Elysium — sein Stiftungsfest und hatte zum Festredner August Vebel, der jedoch zu jener

*)) Aus dem „Neue Welt-Kalender“ für 1905.

Zeit noch keine übermäßige Anziehungskraft in Berlin ausübte. Das mäßig große Lokal war am Festabend ziemlich gut besucht, aber durchaus nicht überfüllt. Von bürgerlichen Reportern keine Spur. Nur Socialisten und einige bürgerliche Demokraten bildeten das Publikum.

Ich war mit einigen gleichaltrigen Freunden, die ebenso wie ich schon innerlich der Socialdemokratie gewonnen waren, hinausgepilgert und ganz glücklich, Bebel persönlich kennen zu lernen. Im Verlaufe des Festes machte ich auch die Bekanntschaft zweier Schriftsteller. Sie forderten mich auf, dem Demokratischen Arbeiterverein beizutreten, was ich ohne weiteres versprach, und der eine stellte sich mir als Vertrauensmann der Eisenacher Partei vor.

„Wie stark ist wohl die Partei in Berlin jetzt?“ fragte ich. Der Gefragte dachte einen Augenblick nach, wie denn man Zahlen im Kopf überschlägt, und sagte dann:

„Nun, wir sind jetzt so ungefähr Dreihundert.“

Es war eine ganz schamlose Lüge. Aber sie kam aus dem ehrlichsten Herzen. Niemals hat August Heinsch — denn kein anderer war es — es fertig bekommen, in diesen Dingen die Wahrheit zu sagen. Es war ihm ein Bedürfnis, in Parteiisachen aufzuschneiden, weil er es für ein unerlässliches Mittel der Ermutigung hielt. Jahre später, nachdem wir schon eine sehr intensive und ich kann hinzufügen, wahrhaft innige Kampfsgemeinschaft hinter uns hatten, machte er es noch ganz ebenso. Es war im Winter 1876 bis 1877. Die „Berliner Freie Presse“ war von uns als erstes täglich in Berlin erscheinendes Organ der Socialdemokratie ins Leben gerufen worden und kämpfte schwer, sich in dieser Eigenschaft zu behaupten. Ich traf eines Abends Heinsch auf der Straße, als er gerade aus der Druckerei kam.

„Nun, wie steh'n wir jetzt mit dem Blatt?“ fragte ich ihn.

„Siebentausendzweihundert,“ antwortete er, quasi triumphierend.

„August,“ erwiderte ich ihm, „mich brauchst Du doch wahrhaftig nicht zu animieren. Jetzt sag' mir mal die richtige Zahl.“

„Na Dir will ich's sagen, wir drucken jetzt fünftausendsiebenhundert.“

Am Tag darauf erfuhr ich von Fritz Mielke, der eine führende Stellung in der Druckerei bekleidete, daß die Auflage nicht fünftausendsiebenhundert, sondern nur erst viertausendzweihundert war.

Es war für Heinsch einfach ein Ding der Unmöglichkeit, die etwas niederdrückende Wahrheit herauszubringen. Seinem jovialen Wesen war es Bedürfnis, die Dinge rosig darzustellen. Unzählige Male hat er so sich und andre belogen — immer von dem Wunsch beseelt, die Partei zu fördern, in welchem Vorhaben er überhaupt eine wahrhaft unerschöpfliche Kombinationsgabe entfaltete.

Die Eisenacher hatten zu der Zeit, von der ich spreche, einen besonders schweren Stand in Berlin. Auf der einen Seite fiel das Odium, das überhaupt der Socialdemokratie zu teil wurde, im vollen Maße auf sie. Ja, es wurde noch häufig durch die Erinnerung an Bebel's und Liebknecht's Haltung zum deutsch-französischen Krieg verschärft. Auf der andern Seite aber hatten sie die übergroße Masse der socialistischen Arbeiterschaft Berlins zu erbitterten Gegnern. Sobald sie es wagten, statt kleinen Mitgliederversammlungen öffentliche Versammlungen einzuberufen, wurden diese mit Sicherheit von den Lassalleanern gesprengt, und das hatte neben andren Unannehmlichkeiten auch die Wirkung, daß die erschredeten Wirte sich weigerten, ihr Lokal ein zweites Mal zu überlassen. Da war nun unser August Heinsch unerschöpflich in Manövern, Wirte, bei denen er ein geeignetes Lokal aufgestöbert hatte, zur Hergabe desselben zu bewegen. Einer seiner Tricks war der, daß er eines Tages die betreffende Wirtenschaft aufsuchte, in der Nähe des Stammischen Platz nahm und bei der ersten passenden Gelegenheit in das Tischgespräch eingriff. Sein zutrauliches Wesen und sein Mutterwitz brachten es bald dahin, daß man ihn einlad, sich an den Stammtisch zu setzen. Dazu ließ er sich nicht lange nötigen und wußte bald Wirt und Stammgäste immer mehr für sich einzunehmen. Wenn dann die Gäste sich entfernten, und der Wirt womöglich schon etwas über den Durst getrunken hatte, legte Heinsch mit seinem Anfinnen los.

„Hört mal, Ihr müßt uns Euren Saal zu einer Versammlung geben —“

Heinsch bekam es schwer über sich, das Sie zu gebrauchen.

„Was soll denn das für eine Versammlung sein?“

„Ach, eine politische Versammlung. Lauter Freunde von mir, alle so gemüthliche Kerle wie ich. Trinken auch alle so viel, wie ich.“

Wollte der Wirt nicht mehr wissen, dann hatten wir wenigstens für einmal sein Lokal gesichert. —

Zur ersten Mitgliederversammlung der Eisenacher, die ich besuchte, konnte ich infolge geschäftlicher Abhaltung erst gegen Schluß kommen, so daß ich den größten Teil der Debatte nicht mit angehört hatte. Als alles vorüber war, schloß ich mich einigen Teilnehmern auf dem Heimwege an. Unterwegs wurden die Verhandlungen noch einmal durchgegangen, und die Rede kam auf einen Arbeiter, der zum erstenmal die Mitgliedschaft besucht und in der Debatte das Wort genommen hatte. „In dem steck' etwas drin“, meinte einer. „Stimmt“, sagte ein anderer, „er hat zwar gesagt, er sei vom Lande und habe bloß eine erbärmliche Dorfschule besucht, aber der weiß 'ne ganze Masse.“ „Paßt mal auf, in dem kriegten wir noch einen ordentlichen Redner,“ prophezeite ein dritter. Seine Ankündigung sollte nicht Lügen gestraft werden. Der Neue, über den man sich so

lebhast unterhielt, der so starken Eindruck gemacht hatte, hieß nämlich Ignaz Auer.

Auer war um jene Zeit als Sattlergeselle nach Berlin gekommen, hatte hier Arbeit gefunden und nur die Partei aufgesucht, der er schon in Süddeutschland beigetreten war. Der Name „Demokratischer Arbeiterverein“ hatte ihn dabei zunächst irreführt. Als Süddeutscher mußte er annehmen, es handle sich in ihm um einen Nachläufer der bürgerlichen Demokratie. Ich weiß nicht, ob es auf seine Beschwerden hin geschah, die er in der erwähnten Versammlung zur Sprache gebracht hatte, oder ob ein zufälliges Zusammentreffen vorlag — kurz in der nächsten Versammlung des Demokratischen Arbeitervereins stand ein Antrag zur Verhandlung, den Namen des Vereins in „Socialdemokratischen Arbeiterverein“ umzuwandeln.

Um diesen Antrag entwickelte sich ein wahrhaft homerischer Kampf, auch hier ein Kampf der Alten und der Jungen. Auf der einen Seite stand der bisherige Vorstand des Vereins samt Anhang, geführt vom Vorsitzenden Theodor Wegner. Was Wegner der Arbeiterbewegung gewesen, braucht hier nicht erzählt zu werden. Daß er ein Harlotz war, hatte er schon im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein bewiesen, zu dessen Mitbegründern er gehört hatte. Er war ein Formalist nach dem Buche und konnte über die untergeordneten Fragen der Geschäftsordnung stundenlange Debatten entfesseln. Zu denselben Geiste führte er hier den Kampf. Er wollte sich, erklärte er, nicht principieell gegen eine Namensänderung sperren, aber zu Socialdemokratischer Arbeiterverein könne er sich nicht verstehen, denn das sei ein — Pleonasmus. Wollte man den Arbeiter im Titel, so müsse es beim Alten bleiben. Kenne man sich aber socialdemokratisch, dann sei der Zusatz „Arbeiter“ eine überflüssige Häufung und müsse fortfallen.

Das paßte nun aber uns „Jungen“ ganz und gar nicht. Ich darf sagen „uns“, da ich mich sofort mit Leib und Seele der von Auer, Heinsch, Max Kahser, Mielke geführten neuen Richtung anschloß, die beides im Titel haben wollte: das „Socialdemokratisch“ und den „Arbeiter“, und die Wegners Sprachstheil als Popstüm bekämpfte. Wie viele Sitzungen dieser Kampf um den Namen in Anspruch nahm, weiß ich nicht mehr genau, aber sicher ist, daß es ihrer mehrere waren. Wenn ich ihn mir in die Erinnerung zurückrufe, so werden mir die Kämpfe im alten Vhnganz um Wortbegriffe verständlich, so heftig wurde bei uns gestritten. Der Streit endete mit einem Sieg der Jungen, der die Form einer ganzen Umwälzung im Verein annahm. Raum hatte die Abstimmung die Annahme des neuen Namens ergeben, so erklärte Wegner, daß er sein Amt niederlege, und die übrigen Vorstandsmitglieder folgten ihm. Ein neuer Vorstand wurde gewählt, und in diesem neuen Ministerium erhielt auch ich ein Amt. Es fiel mir die Würde des stellvertretenden Kassierers zu, und so klein der Verein war, so wenig sich sonst irgend eine Seele in Berlin um ihn kümmerte; so muß ich doch sagen, daß mir das bedeutungslose Amt wie eine ganz unbediente Ehre vorlam, kraft deren ich nunmehr ein Stück Weltgeschichte repräsentierte.

Uebrigens war der Wechsel wirklich eine Revolution im Kleinen. Mit dem neuen Vorstand zog ein neuer Geist in die Führung des Vereins ein. Wir wollten um jeden Preis Berlin erobern. Häufiger als bisher wurden Vorträge politischer Natur veranstaltet, und statt hinter verschlossenen Thüren zu tagen, wagten wir uns immer von neuem an die Öffentlichkeit, d. h. ließen es auf die Sprengung durch die Lassalleaner ankommen, die denn auch selten ausblieb.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Kl. Am Hafen. Der kleine Hafen einer hinterpommerischen Kreisstadt. Täglich läuft wohl ein halbes Dutzend jener kleinen Varlen und Schooner aus und ein, welche den Handel zwischen dieser Küste und Schweden vermitteln. Hier laden sie Korn, an dem Pommeren so reich ist; in Säden wird es vom Speicher gebracht und in den Bauch des Schiffes geschüttet; an der Luke sitzt ein halbwüchsiger Bursche und läßt das hinabstiehende gelbe Korn durch seine Finger gleiten, wobei er von jedem Sack eine Probe für den Händler in einen bereitgehaltenen Sack thut. An Land, in einer Art Schilderhaus, sitzt der Zollbeamte und bucht gewissenhaft jeden hineingeschütteten Sack. Drüben, im Kornarmen, aber an Holz und Steinen reichen Schweden, laden sie Holz und Steine, Steine für Brot!

Aber auch Dampfschiffe vermitteln den Handel, sogenannte Küsten-dampfer, welche zwischen diesem hinterpommerischen Hafen und den vorpommerischen Häfen, je einmal in der Woche hin und zurück, verkehren.

Da liegt so einer im Hafen, klein und schmutz, wie ein Riesenspielzeug, aber doch fest gefügt, denn auch die Ostsee hat ihre Räden und Läden, und der Ostseebär, jener ortanartige Sturm, der die Bogen stochoch peitscht, hat schon manches wadere und starke Fahrzeug auf den Grund gerungen.

Die Löscharbeiten sind beendet, die letzte Lonne „Portland-Cement“ rollt, von Frauenhänden geschoben, an Land, und schon sind andre Frauen bereit, ganze Wagonladungen zollbider Breiter auf ihren schmalen, durch Kappenpolster geschützten Schultern dem Dampfer zuzutragen.

Breitspurig sieht der Kapitän, eine Hünnengestalt, mit einem den Schnurrbart drehenden Angestellten eines Handelscomptoirs am Lande und empfängt die neue Order.

Da — in einer Pause — nimmt ein junges, kräftiges Weib, eine der Bretterträgerinnen, eine ältere Arbeitsgenossin bei der Hand, umschlingt sie und dreht sie herum im Tanz: jetzt anmutig und weich, nun wilder und stürmischer dreht sich das Paar. Die junge Frau hat die Führung und küßt die Ältere während des Tanzens bald auf die eine und bald auf die andre Wange. Die andren Frauen stehen herum und lachen.

Der Kapitän sieht kaum mit einem Auge hinüber, der Handelsbessflüsse dreht an seinem Schnurrbart.

Mit einem letzten Kuß ist der Tanz beendet, die beiden Tänzerinnen lachen vor lauter Lust: O, welche Kraft im Volk, Tanz bei der Arbeit! —

tn. Ueber Schattengewissenschaft hat Lord Rayleigh einen Vortrag gehalten. Er wies zunächst auf die sonderbare, aber von dem Physiker und Mathematiker Poisson nach theoretischen Betrachtungen vorausgesagte Erscheinung hin, daß in der Mitte des Schattens, der von einer kleinen kreisförmigen Scheibe geworfen wird, sich ein heller Fleck zeigt, obgleich man annehmen sollte, daß der Schatten gerade an dieser Stelle am dunkelsten sein müßte. Etwas Neuliches zeigt sich auf dem Gebiete der Akustik. Auch hier kann man in überraschendem Sinne von einem Schatten sprechen, da feste Körper die Schallwellen zurückwerfen und demnach hinter sich einen gleichsam im Schallschatten liegenden Raum bedingen. Man kann diese Thatsachen veranschaulichen durch Versuche an einer Flamme, die bekanntlich unter dem Einfluß von Tönen zu zittern beginnt. Wenn man nun eine solche Flamme durch eine kreisförmige Glasscheibe vor dem Schall schützt, so erfolgt ein Erzittern der Flamme auch dann, wenn sich diese, der Mittelpunkt der Glasscheibe und der Ausgangspunkt der Schallwellen genau in einer geraden Linie befinden. Das Gleiche ist auch der Fall, wenn statt der Glasscheibe eine Kugel genommen wird. Rayleigh nahm ferner Bezug auf die Ergebnisse der drahtlosen Telegraphie über den Atlantischen Ocean hinweg, die eigentlich jeder wissenschaftlichen Voraussicht zu widersprechen schienen. Infolge der Wölbung der Erdoberfläche befindet sich zwischen einem Punkt an der englischen Küste und einem zweiten an der amerikanischen Ostküste, wenn beide durch eine gerade Linie verbunden gedacht werden, eine große Menge von Meerwasser, und zwar in einer Höhe von mehreren hundert Kilometern; es war von vornherein nicht anzunehmen, daß die elektrischen Wellen im stande sein würden, durch diese Wassermasse hindurchzugehen. Die elektrischen Wellen müssen sich, da der Versuch Marconis thatsächlich gelungen ist, demnach wohl anders verhalten als die Wellen des Lichtes oder des Schalls. Die Erscheinungen des Schattens treten eben beim Licht und Schall weit scharfer hervor als bei den elektrischen Wellen. Würde sich beispielsweise das Sonnenlicht ebenso verhalten, wie die elektrische Energie, so würde vermutlich auf allen Teilen der Erde ewiger Tag herrschen, indem die Sonnenstrahlen längs der gewölbten Oberfläche der Erdoberfläche entlang gleiten würden. Merkwürdig genug, schmiegen sich die Schallwellen einer konkaven Fläche dagegen mit besonderer Leichtigkeit an, wie die allbekannte Erscheinung der Flüstergewölbe beweist. In diesen gehen die Schallwellen dicht am Gewölbe entlang, denn es genügt, ein schmales Holzbrettchen an die Mauerwand eines solchen Raumes zu halten, um die Schallwirkung nach dem andern Ende des Gewölbes hin merklich abzuschwächen. Endlich besprach Rayleigh die Frage, warum der Mensch zwei Ohren hätte, in Bezug auf die Wissenschaft vom Schallschatten. Der Gebrauch beider Ohren giebt uns namentlich Kenntnis von der Richtung, woher ein Ton kommt. Ein einzelnes Ohr kann das nicht leisten, obgleich schwer zu sagen ist, warum nicht. Die nächstliegende Erklärung ist, daß das nähere Ohr deutlicher hört, aber sie kann nicht als genügend betrachtet werden, da auch Leute, die nur auf einem Ohr hören, zuweilen eine beträchtliche Fähigkeit besitzen, den Ursprung des Schalls festzustellen. Eine andre Deutung des beiderseitigen Hörens ist aber überhaupt noch nicht gegeben worden. Rayleigh munterte zu Experimenten über diese Erscheinung auf, die von jedermann unternommen werden könnten, da sie kaum einen besonderen Apparat erforderlich machten; sie müßten aber im Freien ausgeführt werden, damit die störenden Einflüsse, die durch das Zurückwerfen des Schalls von Mauern und ähnlichen hervorragenden Massenkörpern entstünden, vermieden würden. —

Technisches.

y. Eine Tunnelanlage unter der Elbe in Hamburg. Für den öffentlichen Straßenverkehr soll zur Verbindung der Stadtteile St. Pauli und Steinwärder eine Tunnelanlage unter der Norder-Elbe erbaut werden. Die Notwendigkeit eines derartigen Baues wird mit der zunehmenden Größe des Fuhrwerkverkehrs und dem Wachsen von Fabrikanlagen am Südufer der Elbe immer dringender. Schon vor Jahren wollte man dem steigenden Verkehrsbedürfnis dadurch Rechnung tragen, daß man mit einem Kostenaufwande von 20 Millionen Mark eine Brücke plante, die in einer Höhe von 50 bis 60 Metern über dem Strom liegen sollte, damit die Schifffahrt in keiner Weise leide und auch den Segelschiffen ein ungehindertes Passieren gewährleistet sein sollte.

Für das jetzige Projekt einer Tunnelanlage dient als Vorbild der Tunnel unter dem Clyde in Glasgow. Das Hamburger Projekt sieht, damit der Verkehr ungehindert vor sich gehen kann, zwei

Tunnels vor, von denen der eine für den Verkehr nach dem Steinwärder bestimmt sein wird, während der andre das Verkehrsbedürfnis nach St. Pauli befriedigen soll. An beiden Ufern sollen Schächte von 20 Meter Durchmesser erbaut werden; für die Schächtsenkung wird das Luftdruckverfahren in Anwendung kommen. Im vorderen Teil jedes Schachtes sind sechs Fahrstühle vorgesehen. Die zwei mittelsten Aufzüge haben 9,7 Meter Länge und sind, wie ihre beiden Nachbarn, von 7 Meter Länge, zur Aufnahme der Wagen bestimmt. An den beiden Seiten sind außerdem noch zwei Fahrstühle von 8,20 Meter Länge angeordnet, die nur dem Personenverkehr zu dienen hätten. Die Tragfähigkeit dieser Fahrstühle beträgt zwischen 1500 und 9500 Kilo. Bei besonders starkem Personenverkehr würde der Wagentransport zeitweilig zurückstehen müssen. Da die Tragfähigkeit der Aufzüge 20, 80 und 120 Personen beträgt und je zwei solcher Aufzüge in jedem Schacht arbeiten, so könnte ein Höchstverkehr von 440 Personen in jedem Schacht mit einem Male bewältigt werden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß im hinteren Teil jedes Schachtes noch Treppen vorgesehen werden sollen.

Die eigentliche Tunnelanlage wird in Form zweier Röhren von je 4,80 Meter Durchmesser und ca. 450 Meter Länge ausgeführt werden. Die unter dem Flußbett verlegten eisernen Tunnelröhren sollen eine Verkleidung von Mauerwerk und Beton erhalten und so tief liegen, daß sie außer einer genügenden Deckung durch Flußsand wenigstens zehn Meter unter dem Wasserspiegel bleiben. Jeder Tunnel erhält in der Mitte die Straße für den Wagenverkehr und zwei Seitenwege für den Personenverkehr. Tunnels und Schächte sind so dimensioniert, daß die größten in Hamburgs Straßen zulässigen Lastfuhrwerke ungehindert passieren können. Die zur Beleuchtung des Tunnels geplante elektrische Anlage wirft ihr Licht auf eine Auskleidung von weißen Kacheln. Für die erforderliche Entwässerung des Tunnels wird die elektrische Krananlage auch zum Betriebe einiger Pumpen herangezogen. Da die am Nordufer befindlichen Eingangsschächte des Tunnels Zollinland sind, während die Schächte auf dem Südufer ins Zollausland führen, so müssen geeignete Einrichtungen für die erforderliche Zollkontrolle in der Anlage vorgesehen werden.

Die Kosten der gesamten Bauanlage sind auf ca. 8,2 Millionen Mark geschätzt; davon entfallen auf die beiden Fahrstuhlanlagen 1,98 Millionen und auf die beiden Tunnels 3 876 000 M. Um die jährlichen Betriebskosten und die erforderliche Amortisation aufzubringen, sollen für eine Person 3 Pf., für eine Karre 10 Pf., für einen leeren Wagen 30 Pf. und für einen beladenen Wagen 50 Pf. Gebühr erhoben werden. Der Verkehr ist zunächst in Anschlag gebracht mit 13 000 Personen, 100 Karren, 200 leeren und 200 beladenen Wagen pro Tag. —

Humoristisches.

— Der böse Onkel Wadfish: „Ach, süßes Onkelchen, sag' mir doch einen recht passenden Titel für meine Sammlung eigener Gedankensplitter!“

Onkel: „Gänse klein!“ —

— Wortspiel Bauer (zum Nachbar): „No Hias, Du hast jetzt aa a paar Summafrischler! Was sans denn für Leut?“

Hias: Sie is a herrliche Dam' und er is a damischer Herr! —

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— „Blanscheflur“, ein Versdrama in zwei Teilen von Albert Geiger, wird am Karlsruher Hoftheater die Uraufführung erleben. —

— Henri Sienkiewicz' historischer Roman „Mit Feuer und Schwert“ ist von Kosakiewicz und Maurice Bernhardt, dem Sohne Sarah Bernhards, für die Bühne bearbeitet worden. Das Stück wird, mit einer Musik von Sigmund Roskowski, in der kommenden Saison am Sarah Bernhardt-Theater zu Paris aufgeführt werden. —

— In Bonn ist das Langenbach-Stift, eine Altersversorgung für bejahrte Musiklehrerinnen und Musikertwitwen, eröffnet worden. —

— Gegen die Aufführung „unmoralischer Stücke“ am Genfer Stadt-Theater protestieren durch Plakatausschlag eine Anzahl Genfer Familienväter; sie fordern die Bevölkerung auf, durch Fernbleiben vom Theater dafür zu sorgen, daß „Genfs moralisches Leben auf der Höhe seines Rufes bleibe“. — Amen! —

— Schön gesagt. Der Kritiker Albert Wolff schrieb einmal: „Das Talent der Frau Judic ist eine Zintenflasche, an die man das Sectermesser nicht zu sehr anlegen darf, weil man sonst auf dem Grunde nur ein Häufchen Aische finden würde.“ —

g. Wie eine Frau zu schlimmer Laune kam. In einer alten „Tübinger Chronik“ ist folgendes zu lesen: „Anno 1674, als die Bayern in der Festung gelegen, wurde von den Franzosen der Wall unterminiert und gesprengt, wobei über achtzehn Personen bayrischer Besatzung umkamen. Als die Mine angezündet, ist unter andern auch ein Soldatenweib in die Luft gejagt worden, eine Aderlänge weit ohne Schaden zu Boden gefallen, wieder aufgestanden und unversehrt davon gegangen. Hat aber arg geschimpft und ist arg schlimmer Laune gewest.“ —